

Eine Multikulti-Kirche : wo man neue Lieder singt

Autor(en): **Zeller, Manuela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 6: **Gelebter Glaube**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wo man neue Lieder singt

[mz] Viele der Menschen, die in den letzten Jahren in die Schweiz eingewandert sind oder flüchten mussten, sind praktizierende Christinnen und Christen. Wie werden sie von den hiesigen Kirchen aufgenommen? Einen guten Ruf bezüglich Integration hat die Kleinbasler Josephskirche.

Händeschüttelnd bewegen wir uns durch den grossen Saal. In der Mitte des Raumes: eine lange Tischreihe – das Buffet – mit gefüllten Schüsseln und Schalen. Darum herum gegen hundert Leute, die im Stehen essen und plaudern. Vor einer halben Stunde war der sonntägliche Gottesdienst zu Ende. Ich versuche, mich im Gehen mit Pfarrer Ruedi Beck zu unterhalten. Der gibt sich ebenfalls Mühe, das Gespräch aufrechtzuerhalten, muss aber immer auch links und rechts Gemeindeglieder begrüßen. Manche gratulieren zur gelungenen Messe, andere wollen an der für Ostern vorgesehenen Reise teilnehmen oder möchten einfach Hallo sagen.

Die Unterbrechungen stören überhaupt nicht, sie sind aufschlussreich in Bezug auf das Thema, das mich hierher geführt hat: die Multikulti-Kirche. Im Saal sind mehr Nationen vertreten, als ich zählen kann. Der Pfarrer begrüsst ein Grüppchen aus Ecuador, fragt eine kroatisch-italienische Familie nach dem Befinden, unterhält sich kurz mit ein paar Eritreern. Andere wiederum kann ich als alteingesessene Kleinbaslerinnen und Kleinbasler identifizieren. Gekocht hat unter anderem eine Gruppe von Indern. Die Herkunft spielt hier keine grosse Rolle. Das Mittagessen steht nicht unter dem Motto «multikulti», «integrativ» oder «international». Es ist einfach das Sonntagsessen von und für die Gemeinde St. Joseph.

Wenn es nach strammen Rechtsnationalen ginge, dürfte es das hier gar nicht geben: Das unbeschwertere, wohlwollende Miteinander, unabhängig von Nationalität, Aufenthaltstitel oder Sprache – was zum Teufel ist in der Josephskirche los? Ruedi Beck arbeitet seit zwölf Jahren hier. Als er angefangen habe, hätte die Gottesdienstgemeinde aus etwa 50 Gläubigen älteren Semesters bestanden – mehrheitlich mit Schweizer Wurzeln. Nun spricht natürlich überhaupt nichts gegen ältere Menschen mit Schweizer Wurzeln. Allerdings spiegelte die Zusammensetzung der Gemeindeglieder nicht die bunt gemischte Bevölkerung des Quartiers wider. Und dann? Dann hat der Pfarrer versucht, auch die anderen Katholikinnen und Katholiken im Quartier miteinzubeziehen. Aber wie macht man das: Leute miteinbeziehen? – «Auf Menschen

zugehen, sie willkommen heissen, sich miteinander unterhalten, sich vernetzen. Gemeinsames Essen und gemeinsame Reisen eignen sich auch sehr gut.» Hat den die Leute denn das Bedürfnis, miteinbezogen zu werden? «Das sowieso, ja». Heute kommen am Sonntag etwa 500 Menschen in die Gottesdienste, die in deutscher, englischer und portugiesischer Sprache gefeiert werden. Ruedi Beck vermutet, dass um die 40 Nationen vertreten sind.

«Es gab kleine, sympathische Widerstände und grosse, weniger sympathische.»

Es ist kein Zufall, dass die Gemeinde so gross und bunt ist. Das war eine bewusst herbeigeführte Veränderung. Gab es da keine Widerstände seitens der Alteingesessenen? – «Doch, auf jeden Fall. Da waren kleine, sympathische Widerstände und grosse, weniger sympathische» – Kleine, sympathische? – «Zum Beispiel vorhin, die Dame, die sich bei mir bedankt hat, dass wir heute dieses traditionelle Kirchenlied gesungen haben. Wir singen meistens neue Lieder in ganz unterschiedlichen Sprachen. Manche der älteren Gläubigen vermissen die traditionellen Kirchenlieder. Die Art, wie sie das vorhin angesprochen hat, das empfand ich als kleinen, sympathischen Widerstand.» – Und die grossen Widerstände? – «Es gibt Gemeindeglieder, die wohnen seit Jahrzehnten im Kleinbasel. Als immer mehr Neuzuzüger aus aller Welt kamen, hatten sie das Gefühl, ihnen würde das Quartier weggenommen. Zuerst das Quartier und dann auch noch der Priester, der sich jetzt zusätzlich um die Ausländerinnen und Ausländer kümmert» – Und wie hast du auf diese Sorgen reagiert? – «Ich versuche jeweils zu erklären, dass es nicht allein auf die Aufmerksamkeit des Geistlichen ankommt, dass alle genug Aufmerksamkeit bekommen, wenn sich auch die Kirchenmitglieder füreinander einsetzen. Im Übrigen ist die Kirche St. Clara nicht weit, die gehört zur gleichen Pfarrei, dort werden noch die alten Lieder gesungen.»

Inzwischen sind wir nicht mehr im grossen Saal mit Buffet, sondern im kleinen Café nebenan, dem «Gemeinsam Café». Hier treffen wir auf Sara Tesfaldet. Die junge Eritreerin arbeitet im Service. Es ist noch wenig los, sie lässt sich gerne auf einen kurzen Schwatz ein und erklärt, dass es ihr guttue, hier zu arbeiten, viel besser, als zu Hause in der Wohnung zu sein. Sie möge den Kontakt zu den Leuten und freue

sich über Gelegenheiten, Deutsch zu hören und zu sprechen. Im Service arbeiten nur Frauen mit Flüchtlingsstatus. Sie verfügen über keine Schweizer Qualifikationsnachweise und sprechen noch zu wenig Deutsch, um einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden. Nach einem Jahr sollten sie bessere Chancen haben.

Ein eigenständiger Verein betreibt das noch ganz junge «Gemeinsam Café». Obwohl Idee und Initiative aus der St. Josephs-Gemeinde kamen, ist es konfessionell neutral eingerichtet. Bewusst verzichtete man in den Räumlichkeiten auf religiöse Symbole. Werktags gibt es hier einen Mittagstisch: ein vegetarisches Dreigangmenü mit Espresso für elf Franken fünfzig. Markus Omlin gesellt sich zu uns an den Tisch. Er ist im Vorstand des Vereins und schätzt vor allem, wie gut durchmischt die Kundschaft ist. Leute aus dem Quartier, aus der Gemeinde, aber auch aus der «Chemie» nebenan würden über Mittag zum Essen kommen.

Eine vierte Person setzt sich zu uns: Pfarrer Charles Okoro respektive Father Charles, der den englischen Gottesdienst leitet. Unterscheidet sich die englische Messe stark von der deutschen? – «Der Rhythmus ist anders und die Stimmung», erklärt der nigerianische Priester und macht mit seinen Armen Gesten, die gute Laune erahnen lassen. Das Christentum würde sehr unterschiedlich gelebt in den verschiedenen Teilen der Welt, erklärt Ruedi Beck. Ein Gottesdienst in Syrien beispielsweise würde sich stark von einem Gottesdienst in Basel unterscheiden, er folge einem anderen Ritus. «Da müssen sich manche Gläubige anpassen, wenn sie in die Schweiz kommen». Aber auch die religiösen Bedürfnisse würden teilweise stark differieren, zum Beispiel, was die Seelsorge betreffe. Da stösse er mit seinem spezifischen kulturellen Hintergrund manchmal an Grenzen. Deshalb gäbe es im Team auch Leute mit nicht schweizerischen Wurzeln, wie eben zum Beispiel Father Charles.

Immer wieder kommen Leute zu uns an den Tisch und fragen, ob sie «ganz kurz stören» dürfen. Jetzt zum Beispiel will sich eine albanische Familie von meinen Gesprächspartnern verabschieden, Umarmungen werden ausgetauscht. Mein Italienisch ist zu schlecht, um folgen zu können – wohin gehen sie? – «Zurück nach Albanien», erklärt Ruedi Beck nachdenklich. «Sie haben in der Schweiz Asyl beantragt, der Vater wurde wegen seines politischen Engagements verfolgt. Das Gesuch wurde abgelehnt, morgen müssen sie leider zurück.»



Koranunterricht im christlichen Pfarrheim? – «Doch, das geht!»

Wenn man christliche Gemeinschaft und Solidarität leben will, unabhängig von Nationalität und anderen Formalitäten, wie geht man dann mit Landesgrenzen um, die Menschen ausschliessen? – «Ich glaube», erklärt der Pfarrer, «Der Wunsch Gottes wäre es, in einer Welt ohne Grenzen zu leben. Eine einzige grosse Gemeinschaft. Grenzen, ob in Form von Gesetzen oder in Form von Landesgrenzen, sind immer dazu da, Dinge zu verhindern, nicht um etwas Positives hervorzubringen. Sie schützen vor allem unsere Egoisten.» – Was bräuchten wir, um ohne Grenzen leben zu können? – «Mehr Liebe».

Die albanische Familie, die tags darauf ausreisen muss, ist im Übrigen muslimisch. Das erzählt mir Markus Omlin, nachdem die Familie gegangen ist. Christlich-muslimische oder muslimisch-christliche Freundschaft ist ein wichtiges Thema in der Gemeinde St. Joseph. Vor einer halben Stunde hat mich Ruedi Beck Muhammed Tas vorgestellt, dem Imam in der Moschee im Kasernenareal. Er ist hier, weil samstags und sonntags Koranunterricht stattfindet im



Raum oberhalb des grossen Saals. Koranunterricht im christlichen Pfarrheim? Doch, das geht. Der Pfarrer und der Imam hatten sich vor Jahren an einer gemeinsamen Veranstaltung kennengelernt und sind seither befreundet. Zwischen den beiden Gemeinden findet ein regelmässiger Austausch statt. Für manche Gemeindemitglieder sei das ein grosser Schritt, stellt der Pfarrer fest. Für eine Christin, die von muslimischen Extremisten aus ihrer Heimat vertrieben wurde, sei es sicher nicht leicht, sich Menschen muslimischen Glaubens zu öffnen – dass es trotzdem geht, bezeichnet er als Wunder.

Inzwischen unterhalte ich mich seit mehr als zwei Stunden mit dem Pfarrer. Wenn er sich für alle Anliegen so viel Zeit nimmt, dämmert es mir, hat er vermutlich wenig Freizeit. Ich frage nach? – «Mein Arbeitstag beginnt um halb sieben Uhr morgens. Und er dauert meistens etwa bis um zehn Uhr abends, am Montag habe ich frei.» – Eine lange Arbeitswoche also. Machst du das freiwillig, könntest du auch weniger arbeiten? – Er lacht: «Klar mache ich das freiwillig, das steht so nicht in meinem Arbeitsvertrag. Angestellt bin ich natürlich für vierzig Stunden oder noch weniger. Aber was heisst hier angestellt. Wenn mich jemand vom Pfarreirat darauf hinweist, dass ich schliesslich von ihnen angestellt sei, dann antworte ich, dass ich, wenn schon, von Gott angestellt sei und dass ich meiner Aufgabe auch ohne Lohn nachgehen würde» – Wie denn, ohne Geld? – «Ich würde eine Lösung finden. Wenn man sich für etwas engagiert, findet man immer eine Lösung.»

Seit zwölf Jahren ist Ruedi Beck, gebürtiger Aargauer, Pfarrer in der Josephskirche. Eigentlich schon zu lange, zehn Jahre ist die vorgesehene Dauer für dieses Amt. Deswegen wird er im Mai gehen und eine

Pfarrstelle in Luzern übernehmen. Das kann er sich noch nicht so richtig vorstellen. «Die Gemeinde hier ist einzigartig und ich habe so viel mit den Mitgliedern erlebt.» Wird sich nach deinem Weggang viel ändern? «Nein, mein vermutlicher Nachfolger hat eine ähnliche Offenheit wie ich, ausserdem hängt das alles nicht mehr von mir ab, die Ideen haben längst eine Eigen- dynamik entwickelt.»